

seinem Zauber. Alle Hörer beherrscht er gleich. Wie von einer süß gewaltigen Melodie sind sie hingezogen. Ich habe lange keinen so verlockenden, so bethörenden Redner vernommen.

Ist er dann fort und weicht die Beklemmung, die Verzückerung allmählich von uns, so fragen wir uns, wie er das wohl eigentlich „macht.“ Was hat er denn, uns so lieblich einzufangen? Was mag denn an ihm sein, das ihm solche Kraft gibt? Und wir denken zurück, ob es denn so große, wunderbare Dinge sind, die er uns gebracht hat. Nein, er sagt doch nur unsere täglichen Empfindungen aus, nichts als die kleinen und vertraulichen Gefühle aller Menschen, die jeder hegt, die Freude an einer Blume und an der leuchtenden Sonne; gar nichts Gewaltiges, nichts Seltenes oder Theueres ist dabei. Es sind die ewigen alten Dinge, aber wenn er sie sagt, scheinen sie einen neuen Glanz, eine Anmuth, eine Würde zu bekommen, die wir ihnen nicht mehr zugetraut hätten. Er spricht nämlich wie einer, der die Welt zum ersten Mal erblickt. Das ist es. Wenn er sagt, daß die Weiden blau sind, so sagt er es mit einem solchen Erstaunen, einem solchen Entzücken, als würde eben jetzt vor ihm zum ersten Mal das erste Weiden aufsprießen und er stünde frohlockend, bewundernd, lobpreisend dabei. Diese Jugend seiner Sinne ist das Herrliche. An seiner Hand gehen wir wie arme Stadtkinder, die zum ersten Mal auf eine blühende Wiese, in den rauschenden Wald hinausgeführt werden: ihnen ist jede Birke ein Abenteuer, jede weidende Ziege ein Wunder und wenn der Wind die Wipfel biegt, glauben sie schon den lieben Gott zu hören. Solche Kinder, so erstaunt und dankbar, läßt er uns wieder werden. Einst sind wir es alle gewesen, damals haben wir die Hoheit aller Dinge gespürt und daß nichts, wie niedrig es scheinen mag, verächtlich ist: jede Farbe, jeder Strahl war uns damals eine Gnade, ein Geschenk, jauchzend schauten wir die Erde an. In diese Unschuld führt er uns zurück. Das Alter nimmt er uns ab, die Last der vielen Erfahrungen und schweren Gedanken, die Müdigkeit, die schon alles weiß. Mit ihm entdecken wir noch einmal die Welt. Wir erinnern uns nicht mehr, wir haben alles vergessen, Kinder sind wir wieder mit ihm.

Und noch etwas: er hat Musik in sich. Es ist merkwürdig: er sucht nicht ferne und besondere Worte auf, aus der Nähe nimmt er, was gerade da ist, aber in seinem Munde fängt es zu klingen an. Wie er die Worte in Sätze bindet, scheinen ihnen Schwingen anzuwachsen, rauschend schwärmen sie empor. Tremt man seine Rede auf, so sieht man, daß ihre Worte ungewählt sind; aber er bläst ihnen die Musik seiner Seele ein, diese trägt sie hinauf. Davon haben wir das köstliche Gefühl, als ob zu ihnen immer wunderbar eine Harfe tönen würde.

Nach Herrn Christomanos hat dann Herr Paul Morisse gesprochen. Das ist ein junger Pariser der neuesten Schule. Er sieht eigentlich gar nicht aus, wie wir uns einen Franzosen denken. Nach seiner Haltung eines jungen Turners oder Radfahrers, den blasirten Blicken seiner hochmüthig matten Augen und den gelassenen, langsamen, nonchalanten Geberden würde man ihn eher für einen Engländer nehmen. Vielleicht ist das kein Zufall. Mit Fleiß scheint er vielmehr danach zu trachten; man glaubt zu merken, daß es ihm wichtig ist, unfranzösisch auszuweisen. Dieselbe Generation, die sich in Deutschland französisch zu tragen und zu betragen sucht, liebt es ja, in Paris englisches Wesen und Unwesen nachzuäffen. Das mag befremden; ja man darf es lächerlich finden. Aber später wird man es vielleicht einmal als ein ernstes und wesentliches Zeichen der Zeit verstehen, der zugewiesen war, das Nationale in den Menschen auszuwischen und ein neues Volk der Europäer aufzuziehen.

Mit Eifer und Begierde hat man Herrn Morisse angehört: denn er ist ein Exemplar einer Jugend, die wir nicht kennen, aber lieben möchten, nur daß wir uns dazu nicht recht anzustellen wissen. Wir kennen die heutige Jugend der Franzosen nicht; oder eigentlich, wir kennen uns mit ihr nicht mehr aus. Es drängt uns, sie zu lieben, aber wir sind verlegen, wie wir es anfangen sollen. Wir möchten sie schon aus Dankbarkeit lieben, weil wir nie vergessen werden, was wir, die neuen Künstler hier und in Deutschland, den Franzosen schulden. Sie haben uns geholfen, die schlechte Zeit der Epigonen abzuthun. Von ihnen haben wir uns zehn Jahre lang die Argumente und die Lofungen geholt. Ihre Werke sind unsere Muster gewesen. Ihnen verdanken wir es, daß wir erwachen und uns befreien konnten. Zehn Jahre lang ist in der Dichtung wie in der Malerei das Französische mit dem Modernen, ja dem Künstlerischen eins gewesen. Es wurde Sitte, unsere Künstler nach Paris zu schicken, wie man sie einst nach Rom geschickt hat. Von dort bekamen sie alle Winke. Dort hat jede Phase unserer Entwicklung begonnen. Den Franzosen folgend, konnten wir sicher sein, auf dem Wege zur Kunst zu gehen; immer näher sind wir ihr so gekommen. Das vergessen wir ihnen nie. Damals haben wir uns angewöhnt, gläubig zur französischen Kunst zu schauen, und wir schauen immer noch hin. Aber jetzt sehen wir nichts mehr; es ist umsonst, wie wir spähen und lauschen. Man kann sagen: seit Camille Maclair ist kein Franzose mehr aufgestanden, der uns etwas gegeben hätte. Neue Werke schicken sie uns oft, die wir nicht tadeln können, aber sie vermehren unser Gefühl der Kunst nicht; es ist ganz hübsch, daß sie da sind, doch würde uns ohne sie nichts fehlen. Durch manche Experimente verblüffen sie und mögen wohl, neue Strophen

suchend, seltene Reime findend, der Entwicklung ihrer Sprache dienen. Aber uns bringen sie nichts. Wir nehmen sie hin wie schön verzierte Becher oder prächtige Waffen, die gefallen und vergnügen, aber doch nur zu unseren Sinnen sprechen, unserer Seele nichts zu sagen haben. Mit diesen Werken spielen wir gern und freuen uns; aber wir fühlen doch, daß wir nichts von ihnen haben. Kein eigener Ton ist da und kein neuer Ton ist da. So will es uns wenigstens aus der Ferne scheinen. Was wir die Franzosen jetzt suchen sehen, haben wir schon lange. Sie schicken sich jetzt an, deutsch zu dichten. Die alte Art der deutschen Poesie möchten sie sich aneignen. Das mag sie reizen, weil es in ihrer Sprache schwierig und gefährlich ist. Aber uns kann es nichts bedeuten, uns geben sie damit nichts und es kommt uns vor, daß wir selber im Wesen der Kunst jetzt weiter sind als sie. Noch können wir es kaum glauben. Nein, wir wollen es noch immer nicht glauben. Immer noch schauen wir, schon verzagend, nach Frankreich aus.

Darum hörte man Herrn Morisse mit Eifer und Begierde an. Er hatte einen neuen Dichter versprochen. Erst las er Baudelaire und Verlaine vor; dann hob er an, von Albert Samain zu erzählen. Diesen kannten wir noch nicht. Er ist sehr jung und hat erst ein Buch geschrieben: „Au Jardin de l'Infante“^{*)}. Das sind Gedichte von einer wunderbar stillen und inuigen Weise. Sie haben etwas, das sonst die französische Sprache nicht einmal nennen kann, für eine rein deutsche Sache wird es gehalten: sie haben Gemüth; aber es ist nicht das deutsche Gemüth, das sie nachahmen, sondern indem sie es sich aneignen, wird es ganz anders. Es wird feiner, zierlicher, künstlicher; es wird eleganter. Das ist das Wort für sie: ein sehr elegantes Gemüth mit guten Manieren drücken sie aus. Idyllen möchten sie gern sein, aber dabei schauen sie sich immer in den Spiegel, ob es ihnen auch gut steht: sie sind kokett. Ganz reine Stimmungen wollen sie mittheilen, aber plötzlich erinnern sie sich, Baudelaire und Hugo gelesen zu haben. Man höre:

Tremble argenté, silence, bouleau,
La lune s'effeuille sur l'eau . . .
La rame tombe et se relève,
Ma barque glisse dans le rêve —

das reine Lied. Aber gleich darauf:

Des deux rames que je balance,
L'une est Langueur, l'autre est Silence —

Baudelaire oder Poe. Zum Schluß wieder die Stimmung rein und unvermischt:

Comme la lune sur les eaux,
Comme la rame sur les flots,
Mon âme s'effeuille en sanglots.

Beinahe an jedem Gedichte könnte man das zeigen. Dem Dichter redet immer wieder der Literat drein. Aber daß doch bisweilen ein Dichter zu vernehmen ist, indes wir sonst jetzt in Frankreich immer nur Literaten hören, das zieht uns zu ihm. Darum werden wir seinen Namen behalten.

Sermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Zuerst Windischgrätz ist mir immer als das Prototyp des *brave* *Chenees* in der Politik vorgekommen. Er hatte sich einmal auf Grund von bestimmten Pacten mit der schiefen Coalition verbunden, und er ist ihr auch unverbrüchlich treu geblieben. Graf Badeni dagegen gehört in seinem Verhältnis zu den politischen Parteien zu jenen *charmanten Junggesellen*, die, wie die Inseratenteile der Tagesblätter und Gerichtsverhandlungen à la Hugo Schenk beweisen, eine fortwährende Gefahr für ältere und jüngere Damen der *dienenden Klasse* mit Ersparnissen bilden. Graf Badeni hat zwar keiner der Parteien die Ehe versprochen, und beabsichtigt auch nicht, eine von ihnen zu heiraten, so unklug ist er nicht. Aber er unterhält mit jeder von ihnen ein heimliches Techtel-Mechtchel, welches in den betreffenden Damen die Illusion des Eheversprechens erzeugt, gerade soweit als nöthig, um ihre Ersparnisse flüchtig zu machen.

Da ist z. B. die deutsch-liberale Partei. Sie ist eine *Köchin*, die sich bereits im kritischen Alter befindet. Discretion — Ehrenfache; aber das erste Verhältnis ist es nicht, in das sie sich verbandelt hat. Kochen kann sie ja, und sie ist dafür auch immer gut bezahlt worden. Doch hat sie den größeren Theil ihrer Ersparnisse bereits in früheren unglücklichen Liebschaften angebannt. Der letzte Nest, den ihr Graf Badeni noch herauslockt, ist zwar nicht groß, er wird nicht lange mehr reichen. Aber dafür ist die alte Bettel auch nicht mehr so anspruchsvoll in der Liebe als ein junges Ding und schon wegen dieser Bescheidenheit eine wenig anstrengende Beziehung, die man ganz gut nebenher pflegen kann.

Noch älter und anspruchsloser ist die conservative Partei. Ehemalige, nunmehr anrangierte Kammerzose, genießt sie jetzt nur noch das Gnadenbrot einer *Beschlieferin*. Sie hat sich natürlich aus früheren Tagen auch was zurückgelegt und ist eigentlich hauptsächlich wertvoll wegen des Vertrauens, das sie bei der Herrschaft besitzt, die ihr denn auch, in Erinnerung an vergangene Tage, ab und zu etwas zukommen läßt, um dessentwillen allein sich dieses sonst schon hart an's Komische streifende *Gschpuff* rentiert.

*) Paris, Edition du „Mercure de France“ 15, rue de l'Echaudé-Saint-Germain, 15.